

DAVID MORRELL

DER
EISENBAHN
MÖRDER

KRIMINALROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN ENGLISCH
VON CHRISTINE GASPARD

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Ruler of the Night« bei Mulholland Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres
Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe September 2020
Knaur Taschenbuch

© Morrell Enterprises, Inc. 2016

© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung
des Verlags wiedergegeben werden.

This edition published by arrangement with Little, Brown and Company, New York,
New York, USA. All rights reserved.

Redaktion: Kirsten Reimers

Die Übersetzerin dankt dem Freundeskreis zur Förderung literarischer und
wissenschaftlicher Übersetzungen e.V. für ein Arbeitsstipendium, das vom
Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg
ermöglicht wurde.

Covergestaltung: Patrizia Di Stefano / U1Berlin

Coverabbildung: Trevillion Images/ Lee Avison, Sandra Cunningham

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52573-9

*Auch diesmal wieder für Grevel Lindop und Robert Morrison, die
mich auf meiner Reise zu Thomas De Quincey angeleitet haben, und
für die Historikerin Judith Flanders, die mich durch die dunklen
viktorianischen Straßen führte*

Einleitung

Eine neue Art zu sterben

Es ist kaum möglich, sich die schiere Ausdehnung des britischen Weltreichs im neunzehnten Jahrhundert vorzustellen. Auf britischen Landkarten dieser Zeit waren die Besitzungen des Empire rot eingefärbt; damit wurde auf eindrucksvolle Weise verdeutlicht, dass sie sich über den ganzen Erdball erstreckten: Kanada, die Bahamas, Bermuda, Gibraltar, Zypern, ein Drittel Afrikas, Indien, Burma, Malaya, Singapur, Hongkong, Australien, Neuseeland – es schien unendlich. Wie man damals sagte: Die Sonne ging über dem britischen Weltreich nicht unter. Das Empire beherrschte ein Viertel der Landmasse des Planeten und ein Drittel der Menschen, die auf ihm lebten, weit mehr, als Alexander der Große erobert hatte und die Römer sich je zu besitzen erträumt hatten.

Dabei war Großbritannien – die Nation, die dieses Riesenreich dominierte – vergleichsweise klein. Das mag zunächst überraschend sein, aber Großbritanniens kompakte Größe bedeutete einen erheblichen Vorteil gegenüber größeren Gebieten wie etwa Europa oder den Vereinigten Staaten. Ideen und Neuerungen konnten sich schnell über den begrenzten Raum verbreiten, und so entstand ein mächtiges Zentrum für die erdumspannende Macht des Empire – eine Macht, die nach der Erfindung eines weiteren Weltwunders noch einmal dramatisch anwuchs.

Die Entfernung zwischen dem Hafen von Liverpool und den Fabriken von Manchester beträgt fünfunddreißig Meilen. Heute können wir diese Entfernung in einer halben Stunde zurücklegen. Aber im frühen neunzehnten Jahrhundert waren Fuhrwerke und Lastkähne die einzigen Fahrzeuge, mit denen Rohstoffe und fertige Produkte transportiert werden konnten. Beide Transportmethoden waren kompliziert und zeitaufwendig, auf Schotterstraßen voller Schlaglöcher und enge, vom Verkehr verstopfte Kanäle angewiesen. Im besten Fall dauerte der Transport einen vollen Tag; unter den übelsten

winterlichen Bedingungen konnte es zu wochenlangen Verzögerungen kommen.

Aber im Jahr 1830 gab es eine erstaunliche Neuerung – eine Eisenbahnlinie zwischen Liverpool und Manchester, die erste ihrer Art. Die Strecke war so teuer und so innovativ, dass viele Bankiers sie für eine gigantische Eiselei hielten; nichtsdestoweniger erwies sie sich als so erfolgreich, dass nur einen Monat später bereits vorgeschlagen wurde, eine zweite Verbindung zu bauen, und zwar zwischen Manchester und London. Zehn Jahre später führten fast zweitausend Schienenmeilen kreuz und quer durch England. Im Jahr 1855, nach nur fünfundzwanzig Jahren, waren es *sechstausend* Meilen, die jeden Winkel des Landes erreichten, und weitere Strecken waren geplant. Jetzt konnten Rohstoffe, Waren und Kohle mit einer solchen Geschwindigkeit und so hohen Gewinnen transportiert werden, dass immer mehr Fabriken gebaut wurden – bis England innerhalb einiger, erstaunlich weniger Jahrzehnte die erste Nation geworden war, die die Möglichkeiten der Industriellen Revolution zur Gänze ausschöpfte und so eine noch nie da gewesene weltweite Dominanz errang.

Thomas De Quincey, einer der berühmtesten und brilliantesten literarischen Köpfe des neunzehnten Jahrhunderts, beklagte die Veränderungen. »Aus purer, blinder Begeisterung für die Eisenbahnen werden die Menschen demnächst anfangen, durch die Straßen zu traben«, schrieb der Opiumesser, »und in der nächsten Generation werden sie zum kurzen Galopp übergehen.« In seinem nostalgischen Aufsatz *The English Mail-Coach* sang er ein Loblied auf die Pferdekutschen, in denen er in seiner Jugend gereist war. Ihre verlässliche Geschwindigkeit von zehn Meilen pro Stunde war ihm schnell genug gewesen. Er hatte sich eins gefühlt mit der Landschaft, durch die er reiste, und verbunden mit den mächtigen Tieren, die ihn zogen. Jetzt aber, da die Züge die unvorstellbare Geschwindigkeit von fünfzig Meilen pro Stunde erreichten, schien es ihm, als hätten die »eisernen Röhren und Kessel das Menschenherz abgetrennt«. Er erinnerte sich an die allgemeine Aufregung zu der Zeit, als noch ein Trompetenstoß die Ankunft einer Postkutsche an einer Wechselstation ankündigte, und die Ehrfurcht der Zuschauer ange-

sichts der gewaltig herandonnernden Pferdehufe. »Die Ansammlung von Schaulustigen rings um eine Postkutsche hatte einen einzigen Mittelpunkt und kannte nur einen einzigen Gegenstand ihres Interesses. Aber die Menschenmengen in einem Bahnhof haben so wenig Einheit wie fließendes Wasser und sammeln sich um so viele Mittelpunkte, wie es Abteile in einem Zug gibt.«

Mit seinem immer wachen Interesse an gewaltsamen Todesfällen hatte De Quincey sofort zur Kenntnis genommen, dass gleich am ersten Tag des Eisenbahnbetriebs auf der Strecke zwischen Liverpool und Manchester ein Politiker namens Huskisson aus dem geschmückten Sonderzug gestiegen war, als dieser auf seiner Jungfernfahrt auf halber Strecke hielt, um die Wasserkessel aufzufüllen. Huskisson wollte sich für einen Streit mit dem Mann entschuldigen, der zu dieser Zeit Premierminister von England war, dem Herzog von Wellington, dessen Sieg über Napoleon in der Schlacht von Waterloo ihm die Verehrung und Bewunderung des ganzen Landes eingebracht hatte. Huskisson ging an den Schienen entlang, bis er das Zugabteil des Premierministers erreicht hatte, und schüttelte ihm die Hand; er war von der Versöhnungsgeste so in Anspruch genommen, dass er erst im letzten Augenblick die Lokomotive bemerkte, die sich mit hoher Geschwindigkeit auf dem Nachbargleis näherte. Der Zug des Premierministers setzte sich in Bewegung. Huskisson rannte neben ihm her und packte einen Türgriff, um ins Innere zu klettern, aber die Tür ging auf und schwang in die Bahn des entgegenkommenden Zuges. Huskisson verlor den Boden unter den Füßen, rutschte ab, stürzte auf die Gleise und wurde überfahren.

Die Nachricht von Huskissons schauerlichem Ende verbreitete sich im ganzen Land, machte ihn berühmt und erregte nicht nur in England, sondern in der ganzen Welt Aufmerksamkeit für die atemberaubende neue Erfindung. Plötzlich war eine neue Art zu reisen in den Blickpunkt gerückt, die sich noch kurz zuvor niemand hätte vorstellen können.

Aber die Eisenbahn brachte auch eine neue Art zu sterben mit sich, und wie De Quincey – ein Experte für die schöne Kunst des Mordens – feststellen sollte, würden viele weitere Todesfälle folgen.

Ich schien jede Nacht, nicht metaphorisch, sondern in der einfachen Bedeutung des Wortes, in tiefe Schlünde und sonnenlose Abgründe hinunterzusteigen, in unergründliche Tiefen, aus denen ein Wiederaufsteigen als hoffnungslos erscheinen musste.

Thomas De Quincey
Bekenntnisse eines englischen Opiumessers

Der Opiumesser ist Herrscher über die Nacht.
Ralph Waldo Emerson

Das abgeschlossene Abteil

London

Am Abend eines Donnerstags, des 22. März 1855, saß ein Herr an seinem wuchtigen Schreibtisch und studierte stirnrunzelnd ein zweiseitiges Dokument. Der Name des Herrn war Daniel Harcourt. Er war fünfzig Jahre alt und korpulent, eine Folge seiner sitzenden Tätigkeit als Jurist. Sein grauer Gehrock und die Weste waren beste Maßschneiderei. Seine goldene Uhrkette bezeugte seine Respektabilität. Die glimmenden Kohlen in seinem Kamin dienten dazu, die kühle Feuchtigkeit des vor Kurzem gefallenen Regens zu vertreiben, aber ein Feuer wäre im Augenblick nicht nötig gewesen. Als Harcourt von den Papieren aufsaß, spürte er lodernden Triumph in sich aufsteigen.

»Sie sind sich dieser Einzelheiten wirklich ganz sicher? Das Haus in Bloomsbury? Alles?«

Der Mann, der ihm auf der anderen Seite des Schreibtisches gegenüberstand, trug einen verblichenen Mantel von einfacherer Qualität. Sein Gesicht war gegerbt und zerfurcht wie das eines Menschen, der bei jedem Wetter viele Stunden am Stück im Freien arbeitet.

»Ich hab den Auftrag selbst erledigt, Mr Harcourt. Wenn man die Straßen abgeht, so wie ich das zehn Jahre lang gemacht habe, dann kriegt man raus, mit wem man reden muss. Zeitungsjungen, Straßenfeger, die Wasserverkäufer an den Droschkenständen – das ist die Sorte Mensch, der so leicht nichts entgeht, und es braucht nicht mehr als Sixpence, damit sie's einem beweisen. Der beste Straßenkünstler in Bloomsbury hat das Gesicht gezeichnet. Was ich Ihnen da gegeben habe – verlässlicher wird's nicht.«

Harcourt nahm ein Blatt Papier aus einer Schublade seines Schreib-

tisches und schob es dem Mann hin. Er tauchte einen Federhalter in ein Tintenfass und reichte ihn dem Besucher. »Schreiben Sie Ihren Namen.«

»Aber Sie kennen meinen Namen doch schon. Ich bin John Saltram.«

»Schreiben Sie ihn trotzdem.«

»Sie bilden sich ein, ich könnte nicht schreiben?«, fragte Saltram eine Spur verärgert. »Sie glauben allen Ernstes, die Metropolitan Police stellt Constables ein, die nicht schreiben können?«

Harcourt legte einen goldenen Sovereign neben das Blatt Papier.

»Tun Sie mir einfach den Gefallen. Schreiben Sie Ihren Namen.«

Nach einem langen Blick auf die Goldmünze hinunter gehorchte Saltram mit kratzender Feder. »Da, sehen Sie«, sagte er, während er Federhalter und Blatt zurückreichte.

»Das ist aber nicht die gleiche Handschrift wie auf den Blättern, die Sie mir gegeben haben«, merkte Harcourt an.

»Ich hab gesagt, ich kann schreiben. Ich hab nicht gesagt, ich könnte schön schreiben. Meine Frau hat die Blätter ausgeschrieben. Sie hat notiert, was ich ihr gesagt habe. Ich hätte das niemand anderem anvertraut.«

»Und wie kann ich mir sicher sein, dass sie nicht noch eine Kopie gemacht hat? Wie kann ich mir sicher sein, dass Sie nicht versuchen werden, diese Blätter auch dem Mann zu verkaufen, den Sie beschattet haben?«

»Sehr schlau wäre das aber nicht von mir, stimmt's, Mr Harcourt? Was ich brauche, ist regelmäßige Arbeit, ich brauche keinen Ärger mit einem Mann wie Ihnen.«

Harcourt überlegte eine Sekunde lang und legte dann fünf weitere goldene Sovereigns auf die Schreibtischplatte. Die Summe entsprach fünf Wochenlöhnen eines Constable.

»Da wäre das, was wir vereinbart haben«, sagte er. »Behalten Sie den zusätzlichen Sovereign als Prämie.«

»Danke, Mr Harcourt. Schönen Dank auch.« Saltram schob die Münzen in die Hosentasche. »Und wenn Sie noch irgendwas erledigt haben wollen ...«

»Einen Mann, der den Mund halten kann, kann ich immer brau-

chen. Genau genommen kann es sein, dass ich Ihre Dienste sehr bald wieder brauche. Aber im Augenblick ... es wird spät, und Sie wollen sicherlich zu Ihrer Frau nach Hause gehen.«

»Ja, Mr Harcourt. Alles bestens, Mr Harcourt.«

Als Saltram sich rückwärts zu entfernen begann, strich er sich mit der Hand über die Lippen in einer Geste, die ganz danach aussah, als werde er eher in eine Schenke gehen als zu seiner Frau.

Harcourt verfolgte, wie er in den von einer Lampe erhellten Gang vor dem Büro hinaustrat und die Tür schloss. Er horchte, bis er nicht mehr hören konnte, wie Saltrams Schritte sich die Treppe hinunter entfernten.

Erst dann gestattete er der Woge des Triumphes, ihn mit sich fortzureißen. Er zog schnell die goldene Uhr aus der Westentasche. Es war siebenundzwanzig Minuten nach acht. Er arbeitete nicht oft so spät am Abend, aber dieses Mal war ihm nichts anderes übrig geblieben – seine Unterhaltung mit Saltram hatte zu einer Tageszeit stattfinden müssen, in der das Gebäude ansonsten verlassen war und niemand den Mann kommen sah.

Das Blatt Papier mit John Saltrams Namen warf er hastig in einen Papierkorb unter dem Schreibtisch. Dann zog er in aller Eile Mantel und Handschuhe an und setzte den Zylinder auf. Er schob das zweiseitige Dokument in eine lederne Aktentasche, griff nach dem Regenschirm, löschte die Lampen in seinem Büro und ging hinaus in den Flur. Nachdem er die Tür abgeschlossen hatte, stieg er rasch die Treppe hinunter und löschte im Gehen weitere Lampen.

Harcourts Büro lag in der Lombard Street, die an diesem Abend von dichtem kaltem Nebel erfüllt war. Sie war eine der kürzesten Straßen im exklusiven Geschäftsviertel Londons, der Quadratmeile, die man respektvoll die City nannte – *die* City, als gebe es keine andere. Aber trotz der bescheidenen Länge der Lombard Street war sie dank ihrer Lage in der Nähe der palastartigen Bank of England und der Royal Exchange, der Londoner Börse, einer der einflussreichsten Orte der Welt.

Harcourt ging mit großen Schritten über das nasse, dunkle Pflaster und erreichte einen Droschkenstand an der Straßenecke. Tagsüber

waren manchmal bis zu zwanzig Mietkutschen hier anzutreffen, was die gesetzlich erlaubte Höchstzahl war, aber jetzt nach Geschäftsschluss war er froh, zwei davon zu sehen.

Er stieg rasch in die vordere der beiden und rief zu dem zylindertragenden Kutscher auf dem hohen Bock hinter der Kabine hinauf: »Zum Bahnhof Euston! Ich muss einen Neun-Uhr-Zug noch erwischen!«

»Viel Zeit haben wir da aber nicht mehr, Chef.«

»Verdreifachen Sie einfach das übliche Fahrgeld.«

Der Kutscher antwortete mit einem enthusiastischen Peitschenknall, und der leichte Zweisitzer schoss vorwärts. Das Klappern der Hufeisen hallte von den verlassenen Steinbauten wider. Gleich darauf musste der Kutscher sich hierhin und dorthin durch ein plötzliches Durcheinander von Kutschen schlängeln, die von der Blackfriars Bridge her nach Norden drängten. Er ließ die Peitsche lauter knallen und trieb das Pferd an, die Straße Holborn Hill entlang und dann nach rechts in die Grays Inn Road.

Harcourt klopfte auf die Aktentasche mit den Papieren darin. Als die Kutsche an einer nebelverschleierte Straßenlaterne vorbeifuhr, warf er einen Blick auf seine Taschenuhr und stellte fest, dass ihm jetzt nur noch zehn Minuten blieben, um seinen Zug zu erreichen.

Harcourt versuchte langsam und gleichmäßig zu atmen. Jedes Mal, wenn er eine Zugreise unternehmen musste, überfiel ihn vorher unweigerlich Nervosität. Er erinnerte sich an die Postkutschenzeit, als er die Geschwindigkeit noch als berauschend empfunden hatte und nicht als bedrohlich.

»Gleich da, Chef!«, schrie der Kutscher, als er nach links in die New Road abbog.

»Es ist fast neun Uhr!«

»Keine Sorge, Chef. Halten Sie beim Aussteigen einfach das Fahrgeld bereit.«

Als Euston Station vor ihnen auftauchte, umklammerte Harcourt seine Mappe und seinen Schirm und wartete angespannt auf den Augenblick, in dem die Droschke die riesige Rundbogeneinfahrt des Bahnhofsgebäudes passiert hatte. Draußen auf dem Bordstein ange-

kommen, warf er dem Kutscher die Münzen zu und stürzte los, in die weitläufige Halle hinein. Die Säulen, Statuen und die große Treppe ignorierte er; stattdessen hielt er auf den einzigen Fahrkartenschalter zu, der um diese Tageszeit noch offen war.

»Den Neun-Uhr-Zug nach Sedwick Hill«, sagte er zu dem Angestellten, während er ihm eine Crown-Münze hinschob.

Der Mann brauchte nicht zu fragen, ob Harcourt in der ersten Klasse reisen wollte – die goldene Taschenuhr des Kunden hatte ihm das Nötige bereits verraten. »Beeilen Sie sich, Sir.«

Harcourt griff sich die Fahrkarte und stürzte los.

»Sie haben das Wechselgeld liegen lassen, Sir!«

Harcourt ignorierte die Stimme, die hinter ihm herrief, während er ein Drehkreuz passierte und auf den Bahnsteig gelangte. Nach der klassizistischen Pracht der Halle breitete sich nun die Stahl- und Glaskonstruktion des Bahnhofsdachs in ihrer ganzen Hässlichkeit vor ihm aus. Der Rauch der zahllosen Lokomotiven hatte das Glas mit einer Rußschicht überzogen.

Harcourt zeigte dem Angestellten seine Karte und rannte an dem wartenden Zug entlang; das Zischen der Maschine schien Ungeduld auszudrücken. Er ließ die Wagen der dritten Klasse hinter sich, in denen die Passagiere stehen mussten. Danach kam die zweite Klasse mit ihren harten Holzbänken. Der gesellschaftliche Rang der Passagiere erster Klasse machte es erforderlich, dass sie in jeder Hinsicht als Erste kamen und die vorderen Wagen nahmen, obwohl dies zugleich bedeutete, dass sie dem Lärm und dem Funkenregen der qualmenden Lokomotive am nächsten waren.

Außer Atem erreichte Harcourt schließlich die beiden Wagen der ersten Klasse. Jeder davon enthielt mehrere Abteile, von denen jedes einen eigenen Eingang hatte.

Er spähte durch die erste offene Tür ins Wageninnere, aber in diesem Abteil saßen bereits Fahrgäste. Er verabscheute es, mit Fremden auf engem Raum eingesperrt zu sein. Die Höflichkeit erforderte, dass man ein paar harmlose Bemerkungen austauschte, aber danach wurde die Situation unangenehm. Bei Tageslicht konnte er seine Mitreisenden ignorieren, indem er die Zeitung las, die er für solche

Fälle in der Buchhandlung W. H. Smith im Bahnhofsgebäude zu stehen pflegte, aber nachts reichte das Licht der einzelnen Lampe im Abteil zum Lesen nicht aus. In dieser Situation konnte er der Unterhaltung mit wildfremden Menschen nur noch dadurch entgehen, dass er durch das Fenster in die Dunkelheit hinausstarrte.

Die Passagiere, die Harcourt durch die offene Tür sah, machten ohnehin nicht den Eindruck, als gehörten sie in ein Abteil erster Klasse. Einer von ihnen war ein kleiner älterer Mann, der allem Anschein nach einen Anzug trug, wie man ihn bei einer Beerdigung unter kleinen Leuten erwartet hätte. Sogar das Licht der einzigen Lampe reichte noch aus, um ihm zu zeigen, dass der schwächliche Mann nervös wirkte. Obwohl er saß, bewegten seine Schuhe sich auf und ab, als trete er auf der Stelle. Seine Hände schlossen sich zu Fäusten und öffneten sich wieder, und auf seinem Gesicht standen Schweißperlen.

Die junge Begleiterin des Mannes auf der Bank gegenüber kam Harcourt ebenfalls etwas merkwürdig vor. Sie war attraktiv, das musste er sich eingestehen, mit den leuchtend blauen Augen, die sich durch die offene Tür auf ihn richteten, aber auch ihre Kleidung passte eher zu einer Teilnehmerin einer billigen Trauerfeier – und anstelle des bei Damen der Gesellschaft modischen Reifrocks trug sie Hosen, was dem Betrachter auffallen musste, denn die Hosenbeine endeten unterhalb des Rocksauums. Nein, Harcourt hatte ganz entschieden keine Lust, auch nur zwanzig Minuten zusammen mit zwei solchen Personen in einem abgeschlossenen Abteil zu verbringen.

Er rannte weiter in Richtung Lokomotive und spähte durch die nächste offene Tür. Und zu seiner Erleichterung zeigte ihm die Lampe an der Wand, dass dieses Abteil noch menschenleer war.

Der kleine Raum bot vier Sitze auf der linken und vier auf der rechten Seite. Eine zweite Tür gegenüber erlaubte den Fahrgästen das Ein- und Aussteigen auf Bahnhöfen, deren Bahnsteig auf der anderen Seite der Gleise lag. Es gab keinen Gang, der die Abteile miteinander verbunden hätte; stattdessen hatte jede Fahrgastgruppe ihren eigenen, abgeschlossenen kleinen Bereich.

Harcourt stieg ein und ließ sich auf dem dicken Polster aus blauem

Satin nieder. Als er Aktentasche und Regenschirm neben sich ablegte, wurde ihm bewusst, wie nervös er gewesen war angesichts der Frage, ob er seinen Zug noch erwischen würde. Er zog einen Handschuh aus, berührte sein Gesicht und stellte fest, dass die Haut seiner Wangen nass war vor Schweiß. Der kleine Mann im Nachbarabteil fiel ihm wieder ein, und er fragte sich, ob er mit seinem Urteil zu vorschnell gewesen war.

»Grade noch rechtzeitig, Sir«, merkte ein Bahnangestellter an der offenen Abteiltür an.

»Allerdings«, stimmte Harcourt zu und versuchte sich die Erleichterung nicht anmerken zu lassen.

Aber er war nicht derjenige, mit dem der Angestellte gesprochen hatte.

Ein atemloser Mann kletterte in das Abteil, wobei er den Blick höflich gesenkt hielt, damit er und Harcourt nicht gezwungen sein würden, Konversation zu machen. Tatsächlich war der Neuankömmling höflich genug, bis zur gegenüberliegenden Seite des Zuges zu gehen und sich an die zweite Tür zu setzen. Er setzte sich sogar auf Harcourts Bank, was ihnen beiden einen möglicherweise unbehaglichen Blickkontakt ersparte.

Harcourt lehnte sich zurück, aber entspannen konnte er sich nicht. Es war ihm keine Zeit mehr geblieben, um dem Mann, zu dem er fuhr, ein Telegramm zu schicken, aber er konnte davon ausgehen, dass jemand in einer der Kneipen von Sedwick Hill bereitwillig eine halbe Krone dafür annehmen würde, eine Nachricht zu dem nahe gelegenen Landsitz zu bringen. Danach würde sehr bald eine Kutsche eintreffen. Angesichts seiner überstürzten Ankunft würde der ganze Haushalt in Aufruhr sein, aber Harcourt hatte keinerlei Zweifel, dass sein Mandant außerordentlich dankbar sein würde, die beiden kostbaren Blätter zu erhalten.

Der Bahnangestellte schloss die Abteiltür von außen, schob einen Schlüssel ins Schloss und drehte ihn. Über das Zischen der Lokomotive hinweg hörte Harcourt das metallische Geräusch, mit dem der Mann die Nachbartür abschloss – und dann die nächste und übernächste.

Als Harcourt noch ein Kind gewesen war, hatten seine beiden älteren Brüder ihn einmal in einen Koffer im Abstellraum gesperrt. Eingezwängt in dem winzigen dunklen Kasten hatte er gegen den Deckel gehämmert und sie angefleht, ihn herauszulassen. Die Luft im Inneren des Koffers war heiß und feucht geworden von seinem zunehmend panischen Atem. Seine Schreie waren schwächer geworden, seine Atemzüge langsamer, und in seinem Bewusstsein waren die Dinge ineinandergeschwommen. Dann plötzlich hatte ein Lichtschein ihn geblendet – seine Brüder hatten krachend den Kofferdeckel zurückgeworfen und waren unter Gelächter davongerannt.

Harcourt konnte den Erinnerungen nicht entkommen.

Auch der Mann, der jetzt seine Bank teilte, wirkte nervös. Er saß kerzengerade auf seinem Sitz.

Die Lokomotive begann zu schnaufen, und die eisernen Stützen auf dem Bahnsteig draußen schienen sich in Bewegung zu setzen. Durch das Fenster verfolgte Harcourt, wie das rußgeschwärzte Glasdach zurückblieb, als der Zug den Bahnhof verließ und sich auf die Reise nach Norden machte. Aber er hatte Schwierigkeiten, sich auf die Aussicht zu konzentrieren – wenn man sie überhaupt so nennen konnte. Die Messingstangen vor dem Fenster zogen seine Aufmerksamkeit auf sich. Die Vergitterung sollte die Fahrgäste daran hindern, sich aus dem Fenster zu lehnen, denn die Kollision mit einem Gegenstand, an dem der Zug vorbeifuhr, hätte sie das Leben gekostet. Aus ähnlichen Gründen wurde jedes einzelne Abteil von außen abgeschlossen: So verhinderte man, dass jemand versehentlich die Tür öffnete oder es törichterweise sogar mit Absicht tat, vielleicht um einen besseren Blick zu haben, und mit etwas zusammenstieß oder den Halt verlor und abstürzte.

Harcourt kannte die praktischen Gründe für diese Sicherheitsvorkehrungen, aber sein Gesicht war dennoch weiterhin schweißnass. Für ihn war der Raum nicht einfach ein Zugabteil – mit den vergitterten Fenstern und abgeschlossenen Türen kam er ihm vor wie eine Gefängniszelle.

Und jetzt stand der Mann, mit dem er sich den engen Raum teilen

musste, auf. Er schob sich an den Armlehnen vorbei und setzte sich Harcourt direkt gegenüber, sodass ihre Knie sich beinahe berührten. Was für eine unglaubliche Flegelhaftigkeit, dachte Harcourt. Wer ist das, ein Spekulant? Will er mir etwas verkaufen?

Er spähte entschlossen zum Fenster hinaus in die Dunkelheit und ignorierte den Mann.

»Guten Abend, Mr Harcourt.«

Woher zum Teufel kennt der meinen Namen? Harcourt konnte nicht widerstehen – er drehte den Kopf und sah den Mann an.

Der Fremde hatte das Abteil mit gesenktem Kopf betreten, aber jetzt blickte er auf und sah Harcourt in die Augen.

»Sie!«, rief Harcourt.

Als der Mann sich auf ihn stürzte, packte Harcourt seinen Regenschirm in der Hoffnung, sich damit verteidigen zu können. Aber der Mann riss ihm den Schirm aus der Hand und warf ihn auf den Fußboden. Dann drückte er Harcourt mit einer Hand die Kehle zusammen, während er mit dem Messer in der anderen zustieß.

Das Messer traf an Harcourts Brust auf etwas Hartes und glitt ab.

Der Angreifer fluchte. Harcourt keuchte und versuchte die Hand fortzuzerren, die ihn würgte.

Die Hölle begann.

Aus dem Tagebuch Emily De Quinceys

Nach unserem dreimonatigen Aufenthalt in London hatte ich nicht damit gerechnet, dass die Ruhe, die Vater und ich vor unseren unzähligen Gläubigern hatten genießen dürfen, so unvermittelt zu Ende gehen würde. In den Wochen nachdem wir die der Königin drohende Gefahr abgewandt hatten, hatte ich meinen zweiundzwanzigsten Geburtstag zum Anlass genommen, um an Vaters Gefühle zu appellieren und ihn zu dem Eingeständnis zu bewegen, dass seine Jahrzehnte währende Abhängigkeit von Opium nicht ohne tödliche Folgen bleiben konnte. Auf zwei Tage des Wachens folgten vierundzwanzig Stunden eines ruhelosen Schlafs, in dem die Armeen der ganzen Menschheitsgeschichte durch seine Albträume marschierten und die Geister seiner Schwestern und seiner Mutter zu ihm sprachen. Er konnte fast nichts mehr essen außer in warmer Milch eingeweichtem Brot. Er gestand, bis zu sechzehn Unzen Laudanum am Tag zu nehmen – ein Gebräu aus gemahlenem, in Branntwein gelöstem Opium. Eine solche Menge an alkoholischen Getränken wäre verderblich genug gewesen, auch ohne dass man ihnen noch ein Opiat zusetzt.

Unter Dr. Snows Anleitung verringerte Vater seinen Konsum. Drei Tage lang nahm er eine halbe Unze weniger, dann drei Tage lang eine weitere halbe Unze und so weiter. Beim geringsten Hinweis darauf, dass sein Körper rebellierte, hatte Vater die Anweisung, die Menge, die er nahm, um eine Viertelunze zu erhöhen und bei dieser Dosis zu bleiben, bis die Kopfschmerzen und das Zittern nachließen. Danach sollte Vater wiederum versuchen, seinen Konsum halbe Unze um halbe Unze zu vermindern.

Diese Methode kam mir nicht nur sinnvoll vor, sie schien auch zu wirken. Es gelang Vater, auf eine Dosis von acht Unzen am Tag zu kommen. Auch das ist noch eine ungeheuerliche Menge in Anbetracht der Tatsache, dass Menschen, die nicht an Opium gewöhnt sind, an der Einnahme eines Esslöffels davon sterben können, aber Vater hatte seine Toleranz über mehr als vier Jahrzehnte hinweg aufgebaut.

Seine blauen Augen wurden klarer. Er aß Brühe und schließlich sogar Klöße. Er begann wieder zu schreiben, ergänzte die Bände seiner Gesammelten Werke, deren Veröffentlichung sein schottischer Verleger gerade vorbereitete, um neues Material. Nachdem er die neuen Seiten erhalten hatte, schickte Vaters Verleger uns doch tatsächlich zehn Pfund – eine unerwartete Freundlichkeit angesichts der Tatsache, dass Vater das Geld, das sein Verleger ihm hatte zahlen müssen, längst ausgegeben hatte.

Unsere teuren neuen Freunde Sean und Joseph (ich spreche hier natürlich von Detective Inspector Ryan und Detective Sergeant Becker) waren entzückt über Vaters Fortschritte und lieferten jede denkbare Ermutigung, so wie ich selbst es tat. Aber sie kennen Vater nicht so gut, wie ich ihn kenne, und während er seine Opiumdosis verringerte, konnte ich nicht anders, als mich an die zahlreichen früheren Gelegenheiten zu erinnern, bei denen ich diese Reise bereits mit ihm unternommen hatte. Vor allem machte es mir zu schaffen, dass eines von Vaters schriftstellerischen Unternehmen eine neue Version seiner Bekenntnisse eines englischen Opiumessers sein sollte – nicht nur eine überarbeitete, sondern eine erweiterte Fassung. Gerade als ich zu hoffen wagte, er würde sich von der Droge befreien können, nahm er sich das zerquälte Werk wieder vor, das er vor so vielen Jahren geschrieben hatte, beschrieb einmal mehr die erschütternden Ereignisse, die das Ihre zu seinem Bedürfnis nach Opium beigetragen hatten. Wieder schrieb er davon, wie er als siebzehnjähriger Bettler auf den winterlichen Straßen Londons beinahe verhungert wäre. Wieder schrieb er über die tragische Ann, seine erste Liebe, ein fünfzehnjähriges Straßenmädchen, das ihm das Leben gerettet hatte, als er vor Hunger zusammenbrach, dann aber für immer verschwunden war.

Ich tat mein Möglichstes, um ihn zu zerstreuen. An jenem Dienstagabend, an dem wir auf halbem Wege zu Vaters geplanter Opiumdosis angelangt waren, begleiteten Sean und Joseph uns zu einem neu eröffneten Speiselokal in Soho, über das gerade alle Welt zu sprechen schien. Seans Bauchwunde war dieses Mal wirklich verheilt, und Joseph sah die Dinge nicht mehr doppelt wie unmittelbar nach dem Hieb gegen den Kopf, den er erhalten hatte. Alles in

allem war unsere Verfassung ein Grund zum Feiern. Vater bot sogar an, einen Teil der ihm zugegangenen zehn Pfund für das Festmahl auszugeben.

»Ganz unnötig, Sir. Wir haben vergessen, Ihnen zu erzählen, dass Joseph und ich jetzt reich sind«, sagte Sean.

»Reich?«, wiederholte Vater mit ratlosem Gesichtsausdruck.

»Allerdings. Unserer Verletzungen wegen hat man uns jeweils fünf Pfund aus einem Spezialetat bei Scotland Yard ausbezahlt. Und wir könnten uns keine bessere Verwendung für diese unermesslichen Reichtümer vorstellen, als Sie und Ihre Tochter zum Essen auszuführen.«

Die mit Blumenmustern verzierte Decke des Lokals war ein prächtiger Anblick, und ebenso waren es die leuchtend bunten Glaseinsätze der Deckenlampen und der prunkvoll gerahmte Spiegel über dem Kamin. Alle Gäste schienen sich so wohlfühlen, dass im Stimmengewirr der Unterhaltungen niemand auf mein Bloomer-Kleid oder die Narbe an Josephs Kinn achtete oder auf Seans rotes irisches Haar, als er die Kappe abnahm. Die Speisenden schienen nicht einmal zu bemerken, wie klein Vater ist.

Aber kaum hatten wir alle an unserem Tisch Platz genommen, als mein Lächeln erstarb, denn ich sah eine – mir nur allzu vertraute – Veränderung über ihn kommen. Wie immer begann es in seinen Augen. Ihr Blau nahm das brüchige Aussehen uralten Porzellans an. Dann wurde sein Gesicht bleich und begann zu glänzen, als ihm unversehens der Schweiß ausbrach. Seine Wangen schienen einzufallen und zusätzliche Runzeln zu bekommen. Er krallte die Hände in den Bauch.

»Ratten«, sagte er zitternd.

Am Nachbartisch ließ ein Mann seine Gabel fallen. »Ratten? Wo?«

»Sie nagen an meinem Magen«, stöhnte Vater.

»Man hat Ihnen in diesem Lokal Ratten serviert?«

»Mein Vater ist krank«, erklärte ich dem Mann. »Es tut mir sehr leid, dass wir Sie erschreckt haben.«

»Ratten in seinem Magen? Dann sollte er wohl als Nächstes eine Katze verschlucken!«

Vater stöhnte, als Sean und Joseph ihm ins Freie hinaushalfen. Ein Regenschauer, der etwas früher am Abend gefallen war, hatte einen ungewohnt frischen Duft in den Londoner Straßen hinterlassen. Ich hoffte, dass dies und der kühle Nebel, der uns umgab, ihn beleben und seine Beschwerden lindern würden.

»Emily, sollen wir ihn zu Dr. Snow bringen?«, fragte Sean.

»Ich glaube nicht, dass das helfen würde. Ich habe dies schon mehrmals gesehen. Es gibt einfach einen Opiumspiegel, den Vater nicht unterschreiten kann.«

Eingedenk der Anweisungen des Arztes zog ich ein Laudanumfläschchen und einen Teelöffel aus der Tasche.

»Hier, Vater.«

Aus schmerzlicher Erfahrung wusste ich, dass es keine andere Möglichkeit gab. Der Teelöffel mit der rubinroten Flüssigkeit erfüllte seinen Zweck. Vaters Atem wurde ruhiger, und allmählich ließ das Zittern nach.

»Mr De Quincey, Sie hatten einfach einen kleinen Rückfall«, sagte Joseph. »Bis morgen werden Sie wieder auf dem richtigen Weg sein.«

»Ja, einfach nur ein kleiner Rückfall«, murmelte Vater.

Im schwachen Licht der Straßenlaterne konnte ich die Tränen in seinen Augen erkennen.

Vater geht in der Regel sehr schnell – er reagiert auf das Opium, als sei es ein Stimulans und kein Betäubungsmittel. Aber als wir an diesem Abend die Piccadilly entlang zu Lord Palmerstons Haus auf der anderen Seite des Green Park zurückkehrten, verrieten seine langsamen Schritte seine ganze Mutlosigkeit.

Das riesige Haus ist eins der wenigen Gebäude an der Piccadilly, die von der Straße nach hinten versetzt liegen. Es gibt zwei Tore, eins für eintreffende und eins für abfahrende Kutschen. Zwischen ihnen führt eine geschwungene Zufahrt hinauf zu dem majestätischen

Portal, das Königin Victoria so oft durchschritten hatte, als das Haus noch ihrem Vetter, dem Herzog von Cambridge, gehörte. Der Name des Gebäudes ist noch immer Cambridge House.

Ein Portier – dem man das Missfallen darüber ansah, dass er in den kalten Nebel hinausmusste – öffnete uns eines der Tore.

»Lord Palmerston wartet schon auf Sie«, teilte er uns mit. »Es ist ein Telegramm gekommen.«

»Für mich?« Seans Tonfall verriet, dass er fürchtete, es sei ein weiteres grauenhaftes Verbrechen begangen worden.

»Für Mr De Quincey.«

Vater blickte verwirrt auf. »Für mich? Wer um alles in der Welt sollte mir ...«

»Ihr Verleger möglicherweise«, mutmaßte Joseph.

Vater hatte etwas von seiner üblichen Energie zurückgewonnen, als ein Lakai uns die große Haustür öffnete. Wir betraten das riesige Foyer, das von einem Kronleuchter und schimmernden Kristalllampen an den Wänden hell erleuchtet wurde. Die antiken Statuen, die orientalischen Vasen und die riesigen Porträts von Lord Palmerstons aristokratischer Familie beeindruckten mich jedes Mal aufs Neue. Nach den vielen engen Unterkünften mit undichtem Dach, in denen Vater und ich schon gelebt hatten, hätte ich mir nicht im Traum vorstellen können, dass wir einmal in einem Palast logieren würden – denn als einen solchen betrachtete ich ihn, obwohl Lord Palmerston selbst immer von einem Haus sprach.

Seine Lordschaft erschien augenblicklich am oberen Ende der riesigen Treppe, was mich vermuten ließ, dass er auf unsere Rückkehr gewartet hatte.

»Ich habe etwas für Sie!«, teilte er uns mit.

Als er rasch die Treppe herunterkam, hielt er ein bereits geöffnetes Telegramm in der Hand. Seit er im Februar Premierminister geworden war, hatte ich nicht mehr gesehen, dass er sich so schnell bewegt hätte – so schwer lastete die Bürde seines neuen Amtes auf ihm. Die breite Brust und die Schultern verströmten noch immer eine Aura von Macht, aber die Verantwortung für den Krieg gegen Russland hatte neue Linien in sein einstmals attraktives Gesicht gegraben,

und auch die künstliche braune Farbe seiner langen, dicken Koteletten konnte nicht mehr über seine siebzig Jahre hinwegtäuschen.

Lord Palmerston streckte Vater das Telegramm entgegen, als er mit seinen schnellen Schritten am Fuß der Treppe angekommen war. »Es sieht ganz so aus, als ob der Premierminister der Nation jetzt Ihr Privatsekretär geworden wäre. Ich habe dies geöffnet, bevor mir bewusst wurde, dass es für Sie bestimmt ist.«

Obwohl Vater und ich Seiner Lordschaft für seine mittlerweile schon drei Monate währende Gastfreundschaft dankbar waren, hatte ich nach wie vor das Gefühl, dass er uns nicht deshalb ein Dach über dem Kopf bot, weil er sich für unsere Hilfe bei den Krisen der jüngsten Vergangenheit revanchieren wollte. Viel eher wollte er uns im Auge behalten für den Fall, dass wir etwas über ihn herausfanden, was ihn kompromittieren könnte. »Seine Feinde sollte man näher bei sich behalten als seine Freunde«, hatte ich ihn einmal zu einem Kabinettsmitglied sagen hören, als sie über einen Angehörigen der Opposition sprachen, und ich war mir sicher, dass er den gleichen Leitsatz bereitwillig auch auf uns angewandt hätte. Aber nach all der Zeit war er unserer Anwesenheit auch unverkennbar überdrüssig, und vor allem hatte er Vaters lärmendes Auf-und-ab-Gehen in den Gängen mitten in der Nacht satt. Wäre die Tatsache nicht gewesen, dass Königin Victoria und Prinz Albert eine Vorliebe für uns hatten, er hätte uns fraglos schon längst zur Abreise aufgefordert.

»Es sieht ganz so aus, als wäre Ihre Anwesenheit andernorts nötig«, sagte Lord Palmerston.

Das bisschen Farbe wich aus Vaters Wangen, als er das Telegramm las und verzweifelt aufstöhnte.

»Vater, ist alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Es ist eine Katastrophe! Es ist so schlimm wie das Niederbrennen der Bibliothek von Alexandria!«

»Das Niederbrennen von was?«, fragte Sean.

»Der Pope! Der Dryden! Es muss verhindert werden! Der Bradshaw! Gebt mir einen Bradshaw!«

So verwirrend Vaters Ausbruch ansonsten auch klingen mochte,

eine der Bezeichnungen verstanden wir alle. Vater verlangte ein Exemplar von Bradshaws Zugfahrplänen.

»Sie haben gehört, was der Mann gesagt hat«, sagte Lord Palmerston zu seinem Lakaien. »Holen Sie meine Ausgabe des Bradshaw.« Der Lakai rannte davon, obwohl er allem Anschein nach lieber geblieben wäre in der Hoffnung, eine Erklärung für Vaters merkwürdiges Verhalten zu bekommen.

»Der Shakespeare! Der Spenser! Nein!«, stöhnte Vater.

Ich nahm ihm das Telegramm aus der Hand und las es der ganzen Gruppe vor. »Geduld erschöpft. Bücher Freitag Mittag zur Auktion.«

»Ich hab ihm doch gesagt, er wird sein elendiges Geld kriegen!«, beteuerte Vater.

»Aber das war vor einem halben Jahr, und du hast es ihm nie geschickt«, erinnerte ich ihn behutsam.

»Ich hab ihm erklärt, dass ich einfach ein bisschen mehr Zeit brauche! Warum hört er eigentlich nicht zu?«

»Wem erklärt, Emily?«, erkundigte sich Joseph.

»Einem Hauswirt«, antwortete ich.

»In Edinburgh? Aber ich dachte, Ihr Hauswirt weiß, dass Sie derzeit in London leben, und kann Ihre Unterkunft zwischenzeitlich vermieten.«

»In Grasmere. Im Lake District«, erklärte ich. »Wo Vater viele Jahre lang gelebt hat. Einer der Gründe für unsere Schulden ist, dass er Bücher sammelt.«

Sie wirkten etwas verblüfft.

»Bücher in großer Zahl«, fuhr ich widerwillig fort. »Wo Vater auch immer wohnt, er füllt einen Raum nach dem anderen mit Büchern, bis man sich kaum noch bewegen kann. Irgendwann schließt er die Tür ab und mietet eine weitere Unterkunft an.«

»Und wie viele mit Büchern gefüllte Wohnungen sind es mittlerweile?«, fragte Sean.

»Drei. Früher waren es noch mehr.«

»Drei? Aber wie um alles in der Welt bezahlt Ihr Vater die Miete?«

»Er kann es nicht. Er macht immer wieder Versprechungen, und

manchmal schickt er die Miete für ein, zwei Monate; dann haben die Hauswirte wieder die Hoffnung, dass weiteres Geld eintreffen wird. Doch irgendwann verlieren manche von ihnen die Geduld.«

»Wenn er einen Teil der Bücher verkaufte, könnte er den Hauswirt vielleicht bezahlen und den Rest behalten?«, regte Joseph an.

»Meine Bücher verkaufen?« Vater klang entsetzt.

Als Lord Palmerston näher trat, hatte ich das Gefühl, er versuchte sich sein Entzücken über diese Entwicklung nicht anmerken zu lassen. »Sie haben um einen Bradshaw gebeten. Bedeutet das, Sie erwägen eine Bahnreise? Vielleicht in den Lake District? Möglicherweise nach Grasmere?«

»Die Bücher sollen morgen Mittag versteigert werden! Ich muss augenblicklich aufbrechen!«, antwortete Vater.

»Ja, in diesem Fall augenblicklich«, stimmte Lord Palmerston zu.

Als der Lakai mit einer Ausgabe von Bradshaws Railway Time-tables angestürzt kam, begann Lord Palmerston eifrig in dem dicken Buch zu blättern.

»Aha. Ein Zug geht heute Abend um neun Uhr vom Bahnhof Euston ab. Er hält in Manchester. Morgen früh um sechs geht ein Zug von Manchester nach Windermere, wo er um zehn Uhr eintrifft. Mit einem schnellen Wagen müssten Sie bis zum Mittag in Grasmere sein. Sie können Ihre Bücher noch retten. Beeilen Sie sich – Sie haben keine Minute mehr zu verlieren.«

»Aber es ist schon nach acht.« Ich zeigte auf die große Uhr in einer Ecke der Eingangshalle. »Wir haben keine Zeit mehr zum Packen.«

»Das muss wirklich kein Problem sein«, sicherte Lord Palmerston mir zu. »Ich werde das Personal anweisen, Ihre Besitztümer zu packen und nach Grasmere zu schicken. Bis morgen Abend werden Sie sie haben.« Er wandte sich an den Lakaien. »Holen Sie eine Droschke«, wies er ihn an. Und zu einem anderen Diensthofen gewandt:

»Bringen Sie mir Mantel, Hut und Handschuhe.«

»Sie wollen mitkommen, Mylord?«, fragte Vater. »Aber müssen Sie heute Abend nicht im Parlament sein?«

»Ich möchte Sie angemessen verabschieden.«

Und so kam es, dass wir uns wenig später zu fünft in einer engen

Mietkutsche drängten, die nur für vier Passagiere ausgelegt war. Eine Frau im Reifrock hätte sich nicht mehr in das überfüllte Fahrzeug zwängen können, aber mein Bloomer-Kleid erlaubte mir, den knappen Raum mit Sean und Joseph zu teilen; ich spürte sie auf beiden Seiten neben mir.

Ich war in bester Stimmung in das Lokal gegangen. Jetzt, während wir durch die nebligen Straßen preschten, stürzte meine Stimmung ab. Als wir am Bahnhof Euston eintrafen, blieben uns nur noch fünf Minuten. In der Kutsche und in Gegenwart von Lord Palmerston war es unmöglich gewesen, Sean und Joseph zu sagen, wie sehr ich mir wünschte, mich nicht von ihnen trennen zu müssen. »Ich werde Sie vermissen«, war alles, was ich herausbrachte, als wir die große Bahnhofshalle durchquerten.

»Aber Sie werden ja bald zurückkommen, hoffe ich«, sagte Joseph rasch.

Bevor ich ihnen versichern konnte, dass ich es mit ganzem Einsatz versuchen würde, schob Lord Palmerston mir zwei Fahrkarten in die Hand. »Erster Klasse. Für Sie und Ihren Vater ist nichts zu gut. Hier sind fünf Sovereigns, sie sollen Ihnen die Reise erleichtern. Beileben Sie sich, sonst verpassen Sie Ihren Zug.«

Seine Lordschaft wirkte schockiert, als ich erst Sean und dann Joseph auf die Wange küsste.

Aber er ließ sich von so viel offen gezeigter Zuneigung nicht aus der Fassung bringen. Er drängte uns weiter, durch einen der Torbogen und hinaus auf einen düsteren Bahnsteig unter einem Dach aus Stahl und Glas, wo ein Angestellter unsere Karten prüfte.

Als wir zu dem zischenden Zug hinübereilten, drehte ich mich um und winkte Sean und Joseph am Eingang zum Abschied zu. Sie sahen untröstlich aus. Lord Palmerston dagegen lächelte breit und erwiderte sogar mein Winken, glücklich in dem Wissen, dass er uns auf eine Art losgeworden war, die ihn bei der Königin nicht noch weiter in Ungnade bringen würde. Ich konnte geradezu hören, wie er auf ihre Frage antwortete: Aber was hätte ich tun können, Euer Majestät? Es war die Entscheidung, die sie getroffen hatten!

Wir fanden ein leeres Abteil erster Klasse, und ich sagte zu Vater:

»Wir sollten uns ans gegenüberliegende Fenster setzen.« Mit seinen Händen, die sich immer wieder zu Fäusten schlossen und wieder öffneten, den Füßen, die sich selbst dann noch auf und ab bewegten, als er sich hingesetzt hatte, wirkte er so verstört, dass ich möglichst viel Abstand von jedem Menschen wahren wollte, der jetzt noch einsteigen mochte. Tatsächlich warf ein heranastender Mann einen Blick durch die Tür zu uns herein, sah uns, hielt offenkundig nicht viel von uns und rannte weiter.

Der Schaffner schloss unsere Tür ab. Es behagte mir nicht, in dem zellenartigen Abteil eingesperrt zu sein, aber wenigstens würden wir uns den engen Raum nicht noch mit Fremden teilen müssen, die sich ihr Urteil über uns bildeten.

Mit einem Ruck setzte der Zug sich in Bewegung. Als wir den Bahnhof hinter uns hatten, begann der Nebel draußen sich zu lichten. Ich sah mit Gaslicht erleuchtete Fabriken vorbeigleiten, dann die trüberen Lichter in den heruntergekommenen Gebäuden der Londoner Slums. Irgendwann waren nur noch Bäume und Weideflächen zu sehen, erleuchtet vom Sternenlicht und von einem Halbmond.

Im Abteil war es kalt. Die einzige Lampe an der Wand, an der ich saß, konnte die Schatten kaum vertreiben. Der Zug begann zu schaukeln, als er Tempo aufnahm, und das Geratter der Räder wurde lauter.

»Emily, würdest du mir gestatten, das Fenster aufzumachen?«, fragte Vater. »Ich glaube, der scharfe Wind würde mir helfen, ruhiger zu werden.«

Er schob das Fenster nach oben.

»Und noch ein Löffel Laudanum könnte mir auch guttun«, fügte er hinzu.

»Noch nicht, Vater.«

»Nein, leider noch nicht.«

Er seufzte und lehnte sich gegen die Polster zurück. Weil ich ihm gegenüber saß, den Rücken der Lokomotive zugewandt, war es Vater, der im Fahrtwind saß, während ich selbst geschützt war. Ein Funke flog durch das offene Fenster herein und erlosch, einen Augenblick bevor er auf seinem Mantel landete.

»Sei vorsichtig wegen der Funken, Vater.«

Er bürstete den Mantel mit der Hand ab.

Der Zug beschleunigte weiter.

»In den Tagen der Postkutschen und Pferdegespanne«, sagte Vater, »und vor allem, wenn ich einen Sitz auf dem Dach hatte, konnte ich in aller Deutlichkeit sehen, was an der Straße lag und was sich vor uns erstreckte. Aber hier drinnen könnten wir ebenso gut blind sein.« Ich spürte einen Aufschlag in meinem Rücken.

»Was war das?«, überlegte ich laut.

»Was war was?«, fragte Vater.

Wieder traf etwas in meinem Rücken auf die Wand, diesmal mit mehr Wucht.

»Die Trennwand«, sagte ich. »Etwas ist dageengeprallt.«

Vater beugte sich vor. Selbst im trüben Licht der Lampe konnte ich sehen, dass seine Augen jetzt Interesse verrieten und nicht länger Verweilung.

Der nächste Aufprall war so hart, dass die Wand erzitterte.

Dann kamen mehrere laute, dumpfe Schläge hintereinander, gefolgt von einem Aufbrüllen. Plötzlich schienen die Bewegungen nicht mehr von der Trennwand, sondern von der Seite des Abteils her zu kommen, viele von ihnen, schnell und laut.

Der Halbmond und die Sterne erloschen schlagartig, als der Zug in einen Tunnel einfuhr. Die enge Röhre verstärkte das Donnern der Lokomotive und das wüste Rattern der Räder, während die dumpfen Schlaggeräusche und das Schreien im Nachbarabteil verstummten.

Als der Zug wieder aus dem Tunnel hervorkam, ließ der Lärm etwas nach. Eine dunkle Flüssigkeit bedeckte die feststehende Scheibe des offenen Schiebefensters; der Fahrtwind kräuselte die Oberfläche.

»Es muss angefangen haben zu regnen«, sagte Vater. »Ein paar Tropfen sind hereingekommen – ich spüre sie auf dem Gesicht.«

»Aber bevor wir in den Tunnel gefahren sind, habe ich den Himmel gesehen, und der war klar«, antwortete ich. »Ich verstehe nicht, wie wir so plötzlich unter Wolken geraten sein können.«